

Die Prestige-Funktion des Privateigentums

Von Emil Küng, St. Gallen

Es mag auf den ersten Blick eigenartig erscheinen, dem Privateigentum eine Prestigefunktion zuzuschreiben. Nichtsdestoweniger ist es vielleicht gerade dieser Aspekt, der in der neuesten Zeit und namentlich für das Problem einer gleichmäßigeren Eigentumsstreuung die größte Bedeutung beanspruchen darf. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die Verfügungsmacht beispielsweise über ein Haus mit Garten dem Eigentümer eine Art von „Ich-Erweiterung“, von Selbstbestätigung und Selbstachtung einträgt, die dem Mieter fremd ist, der keine Gelegenheit hat, Nutz- oder Zierpflanzen zu züchten, Rasen oder Gemüsebeete anzulegen, einen Anbau zu errichten oder die Wände zu tapezieren, die Fensterläden grün oder blau zu bemalen.

Abgesehen von dieser Dispositionsfunktion gewährt das Eigentum aber auch Fremdachtung, handle es sich nun um das neueste Modell des eigenen Wagens oder um den Kühlschrank, um den Pelzmantel oder das Motorboot, um das Ferienhäuschen oder die Grilleinrichtung, um echte Bilder oder eine Schallplattensammlung, um die Bibliothek oder das Schwimmbad im Garten. Alle diese Dinge sind in der Regel dazu bestimmt, nicht bloß den eigenen Genuß zu erhöhen, sondern auch das Ansehen in den Augen der Gesellschaft (bzw. der übrigen Gruppenmitglieder) zu heben. Bekanntlich sind es in einer demokratisierten Gesellschaft nicht mehr Orden und Rangabzeichen, Uniformen und sonstige Äußerlichkeiten, sondern in hohem Maße derartige Statussymbole, die bei der Einstufung eine Rolle spielen. Ebenso ist es in einer sehr stark vom wirtschaftlichen Denken geprägten Ordnung zu einem erheblichen Teil die Aufwandskonkurrenz, die über das Sozialprestige entscheidet, dessen der einzelne teilhaftig wird. Der Aufwandswettbewerb aber bedient sich in erster Linie der Gegenstände des Gebrauchsvermögens, „to keep up with the Joneses“.

Daraus geht hervor, daß eine Politik, die bestrebt ist, die Angehörigen der unteren Einkommensschichten zur Eigentumbildung anzuregen, wahrscheinlich hier über den aussichtsreichsten Ansatzpunkt verfügt. Sie kann nämlich an die menschliche Neigung appellieren, sich einerseits anzugleichen und andererseits abzuheben. Wie das

Phänomen der Mode zeigt, handelt es sich hierbei um Bedürfnisse, die überaus weit verbreitet und eingeffleischt sind. Gewiß besteht nicht in jeder Gesellschaftsordnung die Möglichkeit, sie zu befriedigen. Zum Unterschied von der Kastengesellschaft verschafft jedoch die neuzeitliche, grundsätzlich nach oben offene Gesellschaft den Mitgliedern der unteren Schichten Gelegenheit, sich in bezug auf ihr äußeres Auftreten demjenigen der oberen Klassen anzugleichen. Das ist besonders bedeutungsvoll in einer Zeit, da die Arbeiter in Europa mehr und mehr daran sind, ihr proletarisches Klassenbewußtsein abzustreifen und bürgerliche Wertmaßstäbe zu übernehmen — in den Vereinigten Staaten gab es den Klassenkampf ja schon früher kaum. Die Aussichten dafür sind auch deshalb ausgesprochen günstig, weil das Wachstum der Realeinkommen die fortschreitende Angleichung gestattet. Darüber hinaus ist zu beachten, daß der Wunsch nach Abhebung von den andern, der sich insbesondere in den oberen Schichten geltend macht, ebenfalls fast notgedrungen auf die dauerhaften Konsumgüter verfällt.

Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft und der Drang nach sozialem Ansehen

Es gibt eine ganze Reihe von soziologischen Tendenzen, die darauf hindeuten, daß der Prestigefunktion des Privateigentums (insbesondere beim Konsumvermögen) in Gegenwart und Zukunft eine beträchtliche und zunehmende Bedeutung zukommt. Man kann etwa davon ausgehen, daß die soziale Frage im klassischen Sinne in den fortgeschrittenen Volkswirtschaften mehr und mehr gegenstandslos wird. So ist die Besitzlosigkeit der arbeitenden Klassen, die so oft als das Grundübel angesehen wurde, nicht mehr durch die objektiven Verhältnisse erzwungen; die verfügbaren Realeinkommen sind ja seit der Zeit des Kommunistischen Manifests auf ein Vielfaches gestiegen. Die Magenfrage darf heute als gelöst bezeichnet werden. Die Armut ist nicht mehr zur Hauptsache eine Klassenerscheinung, sondern eine Notlage, von der einzelne aus den verschiedensten individuellen Ursachen betroffen werden.

Das heißt natürlich noch längst nicht, daß auch ein Zustand der restlosen Zufriedenheit angebrochen sei. Die menschliche Natur scheint sich vielmehr dadurch zu charakterisieren, daß sie neue Wünsche hervorbringt, sobald die alten einigermaßen gesättigt sind. Am Beispiel der Arbeiter exemplifiziert, möchten sie nun schöner leben — wie die andern. Nachdem die Existenzhaltung kein Problem mehr ist, verlagern sich die Begehren auf höhere Sphären. Es treten psychische Bedürfnisse in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, nachdem

die physischen mehr oder minder befriedigt sind. Dazu zählt etwa der Trieb nach Anerkennung und sozialem Ansehen. Es ist hinlänglich bekannt, wie die Vorgesetzten in den Unternehmungen heutzutage darüber aufgeklärt werden müssen, wie wichtig die Beachtung dieses Strebens für eine harmonische Arbeits- und Betriebsatmosphäre ist. In der Tat hat jedermann — selbst der Säufer im Wirtshaus — den Drang, im Kreise seiner Gruppe als jemand zu gelten, beachtet zu werden, ein Gefühl der Würde zu haben. Und nachdem nun die Vorbilder, denen man nacheifern möchte, um Anerkennung und Ansehen zu ernten, jeweils eine Schicht höher stehen, ergibt sich für die Arbeiterschaft ganz von selbst, daß sie die Verhaltensweisen des Mittelstandes übernimmt. Da ferner die Statussymbole des Mittelstandes in einer säkularisierten Welt vornehmlich in dauerhaften Konsumgütern erblickt werden, richtet sich das Interesse der niedrigeren Einkommenschichten in zunehmendem Maße gerade darauf. Der Fernsehapparat als Mittel, um Sozialprestige zu gewinnen — das liegt im Zug der Zeit. Das Auto nicht nur zur Fortbewegung, sondern auch als Vehikel zum Erlangen von Fremddachtung — und natürlich auch von Machtbewußtsein —, das scheint erstrebenswert.

Nun gibt es gewiß Zeitkritiker, die die nivellierte Mittelstandsgesellschaft in Grund und Boden verdammen. Wenn alle Leute gleich gekleidet sind, weiß man nicht mehr, was hinter jedem steckt. Ist es nicht ein Zeichen der Vermassung, wenn alle denselben Geschmack an den Tag legen, sich der gleichen Markenartikel bedienen, übereinstimmende Ferienorte aufsuchen und sich der Tyrannei von Modeströmungen unterwerfen, die für alle verbindlich sind? Wir wollen hier nicht Stellung nehmen zu diesen Vorwürfen, sondern lediglich unterstreichen, daß die Nivellierung in dem hier verstandenen äußerlichen Sinn immerhin auch ihre guten Seiten hat. Sie ist nämlich in hohem Maße geeignet, jene Gefühle der Minderwertigkeit überwinden zu helfen, unter denen die Angehörigen des vierten Standes im 19. Jahrhundert litten. Wenn der Arbeiterschaft damals ein Klassenbewußtsein beigebracht werden sollte, so läßt sich dies dahin interpretieren, daß die Führer bestrebt waren, ihr den Eindruck zu nehmen, sie sei machtlos und ohne Prestige — eben minderwertig.

Gelingt es nunmehr, sowohl diesen Komplex zum Verschwinden zu bringen als auch die darauffolgende Überkompensation in Form des anerzogenen Klassenbewußtseins und des Stolzes darauf, Proletarier zu sein, so führt dies offenkundig zu einer Milderung der sozialen Spannungen. Mag die vor sich gehende Nivellierung zunächst auch nur äußerlicher Natur sein, so trägt sie doch dazu bei, die vor sich gehende Entproletarisierung zu fördern. Der moderne Arbeiter — nicht bloß in den USA, sondern mehr und mehr auch in Europa — fühlt sich

nicht mehr ausgestoßen aus „der Gesellschaft“, sondern rechnet sich selber zum Mittelstand. Wenn dieses Zugehörigkeitsgefühl dadurch unterstützt wird, daß er alle jene Statussymbole erwirbt, die ihm für den Mittelstand charakteristisch zu sein scheinen — um so besser. Man ist dann nicht mehr bloß Lohnarbeiter, sondern Eigentümer, vielleicht sogar Kapitalist. Wie jede Zugehörigkeit, ist auch diese berufen, eine Erziehungswirkung auszuüben und psychische Sicherheit zu vermitteln.

Wir stoßen damit auf eine spezifische Funktion des Konsumvermögens, nämlich die Fähigkeit, psychische Sicherheit zu verschaffen. Wenn es zutrifft, daß die soziale Frage nicht mehr ein Problem der Güterversorgung, sondern der seelischen und gesellschaftlichen Einordnung und Zufriedenheit, des Abbaues von Spannungen und Umsturzgelüsten ist, dann ist jeder Fortschritt zu begrüßen, der dazu angetan ist, früher vorherrschende Gefühle der Zurücksetzung zum Verschwinden zu bringen — selbst wenn damit eine materielle Nivellierung verknüpft sein sollte. Wenn fast alle sich selber als Angehörige des Mittelstandes vorkommen, haben Neid und Mißgunst weniger Gelegenheit, ihr zerstörerisches Werk auszuüben. Der Grad der sozialen Harmonie ist größer geworden. Der Drang nach Angleichung hat sein Ziel einigermaßen erreicht. Es ist gelungen, den Arbeitern das Leben lebenswert zu machen, obwohl sie gewiß nach wie vor als Unselbständige erwerbstätig sind. Sie haben sich in der bestehenden Gesellschaftsordnung zurechtgefunden; sie sind insofern „seßhaft“ geworden und haben nun ihrerseits etwas zu erhalten und zu verteidigen.

Das Abzahlungsgeschäft

Freilich wäre es übereilt, anzunehmen, der Übergang zur nivellierten Mittelstandsgesellschaft gehe in jedem Falle leicht und ohne Zwischenstadium vor sich. Wir haben vielmehr damit zu rechnen, daß manche ihren Wunsch nach Statussymbolen erfüllen, bevor sie über hinreichende Mittel aus eigener Quelle verfügen. Sie erwerben dann die begehrten dauerhaften Konsumgüter auf Kredit. Wie haben wir uns dazu einzustellen? Offensichtlich fällt die Beurteilung verschieden aus je nach dem Standpunkt, den wir einnehmen.

Wenn uns daran liegt, im Hinblick auf die Wirkungen, die das Privateigentum auf die Mentalität der einzelnen ausübt, den Besitz von Gegenständen des Gebrauchsvermögens tunlichst zu fördern, werden wir auch bereit sein, jenen Erwerb zu unterstützen, zu dessen Finanzierung das laufende Einkommen nicht genügt und der deshalb mit Hilfe von Darlehen erfolgt. Mit derselben Begründung werden wir der Reklame eine positive Seite abgewinnen. Gewiß ist sie nor-

malerweise bestrebt, die Leute zum Ausgeben ihres Geldes zu verlocken, und steht insofern im Widerspruch zum Ziel des Sparens, das uns im Rahmen der Eigentumpolitik besonders nahe liegt. Allein, gleichzeitig verführt die Propaganda auch zur Anschaffung dauerhafter Konsumgüter — indem sie vielleicht an den Wunsch nach Sozialprestige appelliert. Soweit sie das tut, steht ihr Erfolg im Einklang mit andern Zielsetzungen.

Ist nun aber der Effekt derselbe, wenn die erworbenen Güter nur in den Besitz des Käufers übergehen, während das Eigentum auf Grund des Eigentumsvorbehalts nach wie vor beim Verkäufer bleibt? In bezug auf die Dispositionsmöglichkeit ist der Unterschied vermutlich nicht sehr bedeutungsvoll: Mit dem Wagen kann man fahren, auch wenn die Raten noch nicht abbezahlt sind. Eigentumswohnung und Eigenheim gehen sogar in die volle Verfügungsberechtigung des Inhabers über, obwohl vielleicht darauf noch Hypotheken lasten. Anders liegen die Dinge hingegen in bezug auf die Sicherungsfunktion, die dem Eigentum zugeschrieben wird. Sie beruht ja darauf, daß sich der Vermögensgegenstand im Notfalle wieder veräußern läßt, damit aus dem Erlös irgendwelche dringenden Zahlungen finanziert werden können. Das ist im Falle des Abzahlungsgeschäftes erschwert, wenn nicht unmöglich. Auf jeden Fall ist nicht der volle Gegenwert des Verkaufserlöses in Rechnung zu stellen, sondern lediglich der Überschuß des Tageswertes über die noch ausstehenden Schulden.

Hinsichtlich der Prestigefunktion ist hervorzuheben, daß sie kaum beeinträchtigt wird: Man sieht es ja dem Fernsehapparat nicht an, zu wieviel Prozent er bereits bezahlt ist. Möglicherweise tun sich sogar gerade jene besonders viel auf ihren Besitz zugute, die dabei eigentlich „über ihre Verhältnisse“ gelebt haben. Zusammenfassend stellen wir somit fest, daß das Eigentumserlebnis nicht entscheidend beeinträchtigt wird, wenn die Vermögensobjekte auf Kredit erworben werden. Vom eigentumpolitischen Standpunkt aus ist deshalb vorerst wenig dagegen einzuwenden, daß Angehörige der unteren Einkommenschichten ihre dauerhaften Konsumgüter vielfach in dieser Form anschaffen.

Allerdings handelt es sich beim Aufbringen der Ratenzahlungen nicht unbedingt um Akte der Freiwilligkeit. In dieser Hinsicht liegen die Dinge indessen beim Privatversicherungsvertrag nicht anders: „Beim ersten Schritt sind wir frei, beim zweiten sind wir Knechte.“ Der Abschluß der Vereinbarung liegt gewiß im autonomen Ermessen des einzelnen, die späteren Prämien dagegen müssen geleistet werden, auch wenn dies sehr ungelegen kommt. Für schwache Naturen ist es jedoch nicht selten gerade dieser Sparzwang, dem sie sich bewußt aussetzen, weil sie vielleicht beim System des „Vorsparens“ gar nicht

dazu kämen, größere Anschaffungen zu machen oder Vorsorge für die Zukunft zu treffen.

Die Passivseite der Bilanz

So sehr nun in unserer bisherigen Betrachtung die erfreulichen Aspekte des Abzahlungsgeschäftes zu ihrem Recht kamen, so wenig darf doch die Kehrseite der Medaille übersehen werden. Sie besteht unter anderem darin, daß der Appell an das Sozialprestige allzu erfolgreich und der Wunsch nach Angleichung und Abhebung zu stark sein können. Dies führt dann dazu, daß manche Leute Abzahlungsverpflichtungen in einem Maße eingehen, das sich mit der Höhe ihres Einkommens schlecht verträgt. Der Anteil der Zwangsausgaben steigt in diesem Falle auf annähernd 100 Prozent ihres Einkommens. Entwickeln sich die Dinge so weit, so stehen wir vor einer Situation, die derjenigen des früheren Proletariers ähnlich ist und die sich durch ein Übermaß an Unfreiheit und Unsicherheit kennzeichnet. Die Unsicherheit ist deswegen gewachsen, weil nun schon der geringste Schicksalsschlag in Form von Mindereinnahmen oder erforderlich werdenden Mehrausgaben genügt, um finanzielle Schwierigkeiten heraufzubeschwören. Diese Sachlage läßt sich auch vergleichen mit jener, wo ein ausgebauter Versorgungsstaat umfangreiche Einkommensteile für sich beansprucht, so daß für den Empfänger nach der laufenden Bedarfsdeckung wenig mehr übrig bleibt.

Hier wie dort wäre es wünschenswert, Selbstbestimmung und Mündigkeit aufrechtzuerhalten und sich nicht in Abhängigkeit zu begeben. Während das im Falle des Versorgungsstaates nur geschehen kann, indem die Institutionen geändert werden, muß beim Abzahlungsgeschäft der Ansatzpunkt vor allem bei der Sozialpädagogik gesucht werden. Es gilt, auf die Verstrickungsgefahren aufmerksam zu machen, die durch eine unzuträgliche Konsumentenverschuldung hervorgerufen werden können. Es sollte eine genügende Markttransparenz hergestellt werden, welche einen Überblick darüber verschafft, wie hoch die Kosten des Abzahlungskredites sind und um wieviel teurer die Güter zu stehen kommen als bei Barzahlung.

Die Kritik am Abzahlungsgeschäft und seinen Folgen wendet sich mitunter auch dagegen, daß Angehörige der unteren Einkommenschichten sich Güter leisten, die ihnen eigentlich nicht zuständen, oder daß durch die eingegangenen Verpflichtungen das „Ausgabengleichgewicht“ gestört werde. Was den ersten Punkt anbetrifft, ist in einer Marktwirtschaft *jedermann* im Prinzip *selbst zuständig*, darüber zu entscheiden, was ihm frommt und was nicht. Eine Störung des Ausgabengleichgewichts andererseits wird etwa darin erblickt, daß eine

Familie weitgehend darauf verzichtet, Fleisch zu essen, oder sich bloß mit Wurstwaren begnügt, um dafür einen Wagen halten zu können oder um in einer teuren Wohnung zu leben. Dieser Einwand übersieht ebenfalls, daß die Gestaltung der Präferenzenskala eine Angelegenheit der unmittelbar Beteiligten ist und daß wir nicht mehr in der Zeit der „Kleider- und Sittenmandate“ leben. Ist die subjektive Wertschätzung eines eigenen Wagens (unter Berücksichtigung der gewonnenen Fremdachtung) so groß, daß man bereit ist, dafür den Konsum in anderen Richtungen einzuschränken — nun gut, dann soll man das tun. Jeder soll nach seiner Fassung selig werden: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Anlaß zu berechtigten Bedenken ergibt sich erst, wenn das Familienglück durch solche Entscheide gefährdet wird oder gar in Trümmer geht, wenn die Ehefrau deswegen erwerbstätig sein muß und als Folge davon die Kinder in jenem Alter Mutterliebe und Nestwärme entbehren, in dem dies für ihre weitere Entwicklung am nötigsten wäre. Allein auch da wird man nicht durch Vorschriften, sondern bloß durch Erziehung erfolgreich einwirken können.

Abwertung des Reichtums

Wenn von der Prestigefunktion des Privateigentums die Rede ist, muß auch auf eine Entwicklung hingewiesen werden, die sich in den letzten Jahrzehnten in den fortgeschrittensten westlichen Volkswirtschaften vollzogen hat und die man als Nivellierung von oben herab bezeichnen könnte. Daß große Vermögen heutzutage nicht mehr jenes Aufsehen erregen wie früher und daß die Lebenslage der Leute in den verschiedenen Einkommensklassen sich angenähert hat, ist unverkennbar. Es ist z. B. auf die Tatsache zurückzuführen, daß das Bedienungspersonal mehr und mehr im Aussterben begriffen ist, je höher die Reallöhne in den untersten Einkommenschichten werden und je weniger die Beschäftigten „dienen“ möchten. Wer verfügt heute noch über eine Kammerzofe, von der in den Romanen der Courths-Mahler so oft die Rede war? Wer hat noch einen Butler oder überhaupt einen Diener? Selbst ausgesprochene reiche Amerikaner müssen ohne Dienstpersonal auskommen und ihren Haushalt mit Hilfe ihrer mechanischen Sklaven selbst besorgen. Einzig in den Entwicklungsländern kann man sich noch den Luxus leisten, von einer Menge von dienstbaren Geistern umhegt zu werden. Anderswo dagegen hat man schon größte Mühe, für die Krankenhäuser und Altersasyle das nötige Personal aufzutreiben.

Das alles hat zur Folge, daß der Besitzer eines großen Vermögens heute vielfach die gleichen Arbeiten verrichten muß wie ein anderer, der weniger begütert ist. Das „Do it yourself“ ist daher für manche

nicht eine amüsante Abwechslung, sondern eine elende Plackerei, die man nur auf sich nimmt, weil die entsprechenden Fachleute entweder überhaupt nicht zu beschaffen sind oder allzu teuer zu stehen kommen. Die „Demokratisierung des Alltags“ und die Nivellierung von oben herab ist nicht zu leugnen. Man hat daher auch keinen Anlaß mehr, jene zu beneiden, die ein großes Haus oder einen ausgedehnten Garten ihr eigen nennen. Die Hausfrau hat damit nur mehr Arbeit, und ihr Mann ist dazu verurteilt, den ganzen Sommer über in seiner Freizeit den Rasen zu mähen.

Wenn im 19. Jahrhundert die Vanderbilts und Carnegies völlig ungetriebenen Gewissens mit ihrem Reichtum protzten, so erscheint uns das heute weitgehend unverständlich. Denn in der Gegenwart sind es fast bloß noch die Filmstars und Ölscheiche, denen man ein solches Verhalten einigermaßen verzeiht — weil sie offenbar nichts besseres mit ihrem Geld anzufangen wissen und weil immerhin noch jemand da sein sollte, der dem Lieschen Müller ein Dasein im Luxus vorlebt, damit es sich daran beim Lesen der Illustrierten ergötzen kann. Wir haben uns jedoch vor Augen zu halten, daß die Verhältnisse vor dem ersten Weltkrieg noch gänzlich anders waren: Damals trieben die amerikanischen Milliardäre tatsächlich ihre „conspicuous consumption“ noch mit größtem Stolz und im vollen Bewußtsein, daß ihnen dies Ansehen und Bewunderung seitens der Mitwelt eintrug.

In bezug auf diese Prestigefunktion des Reichtums stellen wir einen totalen Umschwung fest. Da gab es zunächst den ersten Weltkrieg mit seinen anschließenden Revolutionen, sozialen Spannungen, Inflationen und Streiks. Dann kamen die dreißiger Jahre mit ihrer großen Depression und Massenarbeitslosigkeit. Angesichts derartiger Umwälzungen und Bedrohungen schien es manchem Reichen angezeigt, Mimikry zu treiben, d. h. sich möglichst unauffällig zu benehmen und sich der Umgebung anzupassen, um nicht den Volkszorn auf sich zu lenken und Ausschreitungen heraufzubeschwören. Später gehörte es weniger denn je zum guten Ton, mit seinem materiellen Besitz zu prunken. Die erstrebte Fremddachtung ließ sich in den oberen Rängen nicht mehr ohne weiteres auf diese Weise erzielen. Die Zeiten haben sich geändert.

Tatsächlich ist heute ein großes Vermögen als solches nur noch ausnahmsweise ein hinreichender Grund für gesellschaftliches Ansehen. Mag einer auch über noch so viele Millionen verfügen — solange er nichts anderes als das vorzuweisen hat, ist sein Sozialprestige nicht sehr hoch. Gewiß kann er sich in einem Klüngel von Playboys ein gewisses Renommee verschaffen. Aber was zählt das schon? Die besonnenere Öffentlichkeit wird sich höchstens angewidert abwenden,

wenn sie vernimmt, wie leichtsinnig Geld zum Fenster hinausgeworfen wird, lediglich, um Eindruck zu machen.

Wer demgegenüber nicht nur in den Augen seiner engbegrenzten Gruppe von Gesinnungsfreunden, sondern auch in weiteren und gewichtigeren Kreisen Ansehen erlangen möchte, der kommt heute nicht mehr darum herum, tätig zu sein und sich durch besondere Leistungen auszuzeichnen — und seien es auch nur solche des Mäzenatentums. Der bloße Reichtum als solcher dagegen ist abgewertet. Man muß schon zugleich Wirtschaftsführer, Politiker, Künstler, Wissenschaftler oder vielleicht Sportler sein und auf diesem Gebiete etwas Tüchtiges geleistet haben, um jene Ehrerbietung zu genießen, die früher dem Reichen kraft seines Vermögens in den Schoß fiel. Damit steht die Tatsache in Verbindung, daß es weit mehr das Einkommen ist, das zählt, als das Vermögen. Was einer tut und die berufliche Stellung, die er einnimmt, sind für sein Sozialprestige ungleich bedeutungsvoller als das, was er hat.

Hinzu kommt nun aber außerdem, daß sich die Vermögens- (und Einkommens-)unterschiede in unserer Zeit in bezug auf die Bedürfnisbefriedigung weniger stark bemerkbar machen als früher. Kann der Reiche mehr essen als der Durchschnittsbürger? Offensichtlich kaum, denn das würde sich alsbald an seiner Gesundheit rächen, sagt man doch schon dem Durchschnittsbürger nach, er sei zu gut genährt. Gewiß: Er kann besser essen. Er kann sich eine Bibliothek oder eine Gemäldesammlung zulegen. Er vermag (vielleicht) längere Ferien zu machen, bequemer und weiter zu reisen. Aber ist der Unterschied noch so groß in einem Zeitalter, da der Besitz von Automobilen auch in den unteren Einkommenschichten zur Alltäglichkeit wird, da der Fernsehapparat ähnlich wie bereits der Rundfunk mehr und mehr zur normalen Ausstattung einer Familie gehört und da insbesondere das freie Wochenende auf den unteren Stufen der Gesellschaftspyramide weit verbreiteter und selbstverständlicher ist als auf den oberen? Es ist offensichtlich, daß auch die „Demokratisierung der Genüsse“ stets weitere Fortschritte macht. Hierbei ist es erst noch in der Regel so, daß sich jemand einen Luxuskonsum leisten kann nicht weil sein Vermögen es ihm gestattet, sondern weil er ein hohes Arbeitseinkommen hat. Umgekehrt ist derjenige, der aus irgendwelchen Gründen behindert ist, zu arbeiten, möglicherweise in einer prekären Situation, selbst wenn er über ein beträchtliches Vermögen verfügt.

Die Quintessenz, die sich aus dieser Abwertung des bloßen Reichtums ergibt, lautet dahin, daß die Animosität gegen den Vermögensbesitz und die Reichen im Laufe der Zeit nachlassen dürfte, daß also die sozialen Spannungen auch aus diesem Grunde abflauen werden. Neid und Mißgunst finden weniger Ansatzpunkte als früher. Das

Sozialprestige orientiert sich in den oberen Klassen nur noch in geringfügigem Maße am Vermögensbesitz. Das offenbart sich am deutlichsten, wenn wir uns vergegenwärtigen, über welche Personen die Zeitungen Nachrichten bringen: Es sind nicht jene, die etwas haben, sondern jene, die etwas tun. Im Einklang mit dieser Konvergenz, die von beiden Seiten her einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft zustrebt, sollte aber auch das Problem der Vermögensverteilung in dem Sinne an Bedeutung verlieren, daß die Existenz großer Vermögen weniger zur Kritik herausfordert als ehemals.

Die Problemverschiebung

Um unseren Gedankengang nach der soziologischen Seite hin abzurunden, ist abschließend noch darauf hinzuweisen, daß das Problem von Armut und Reichtum in den fortgeschrittenen Ländern überhaupt völlig neue Züge angenommen hat. Wenn von der Armut gesprochen wird, ist das je länger je weniger in einem materiell-ökonomischen Sinne als Mangel an Nahrung, Bekleidung und Obdach zu verstehen. Was fehlt, ist vielmehr in der Gegenwart eher die Ruhe, die Zufriedenheit, das Gleichgewicht, das Lebensgefühl der Freiheit und Fülle, der Reichtum an Erfahrungen und Erinnerungen, an Ideen und Einsichten, an Weltverständnis und Selbstverständnis, die Weisheit und Abgeklärtheit, die Selbstbescheidung und Kenntnis der eigenen Grenzen. Verloren ging der Lebenssinn und die Transzendenz, die Tradition und damit der Halt in Geschichte und Umwelt, vielfach aber auch Gesundheit und Glücksempfinden.

Diese These mag provozierend klingen, denn die geläufige Ideologie, die jeder bewußt oder unbewußt in sich aufgenommen hat, geht doch dahin, daß mit den äußeren auch die inneren Probleme gelöst werden könnten, daß also nur die unzulängliche Versorgung mit Gütern im wirtschaftlichen Sinne viele Leute daran hindert, glücklich zu sein. Wenn jedoch diese materialistische Auffassung zutreffen sollte, müßten in den fortgeschrittenen Ländern eigentlich schon fast alle dieses Endziel erreicht haben, geht es doch allen ökonomisch besser als früher, und weitaus die meisten erfreuen sich einer Lebenshaltung, wie sie noch vor Jahrzehnten nur den obersten Schichten zugänglich war; was vordem überhaupt nicht existierte oder nur wenigen Auserwählten vorbehalten blieb, ist heute zu einem Gegenstand des Massenluxus und der Selbstverständlichkeit geworden — man denke nur an die Verbreitung von Radio und Zigaretten. Damit ist denn auch kein Staat mehr zu machen und kein Sozialprestige zu gewinnen.

Wenn sich trotz dieser unbestreitbaren Besserung der Verhältnisse das Glück nicht automatisch einstellen will, liegt dies wahrscheinlich

zum Teil daran, daß man sich zu ausschließlich auf die äußeren Mittel der Bedürfnisbefriedigung konzentriert und dabei eine gewisse Unersättlichkeit der Wünsche heranzüchtete. Um zu erkennen, wie sehr die Genußsucht für die Haltung zahlreicher Gegenwartsmenschen charakteristisch ist, brauchen wir uns nur nach den Leitbildern zu erkundigen, die in der jungen Generation vorherrschen. Da steht fraglos fest, daß in überraschend vielen Fällen das Ziel darin besteht, möglichst rasch und leicht reich zu werden, um sich daraufhin dem „Genuß des Lebens“ widmen zu können — was immer darunter verstanden werden mag. Indessen zeigt sich immer wieder mit erschreckender Deutlichkeit, wie sich gerade die Erreichung dieses Zieles mit Enttäuschungen rächt. In der Tat gibt es kaum etwas Armeseligeres als den jungen Mann, der „alles hat“, also etwa den Radrennfahrer, Fußballspieler oder Schlagersänger, der schon sehr früh eine Menge Geld verdient, damit aber nichts Vernünftiges anzufangen weiß, weil er nicht gelernt hat, seinem Leben Sinn und Inhalt zu verleihen. Was soll er sich an Ausgefallenem noch wünschen, nachdem alle normalen materiellen Bedürfnisse bereits zu ihrem Recht gekommen sind und er kein Verlangen hat nach höheren Gütern? Offenbar bedarf es für ihn immer stärkerer Reize, um sein Dasein noch abwechslungsreich zu gestalten. Das ist genau die Lebenslage, in der die Perversionen und die Wohlstandskriminalität gedeihen, in der das „dolce vita“ mit seinen Exzessen überhandnimmt und in der man zum Sklaven des Komforts wird. Verloren geht die herrliche Ungebundenheit, die jener empfindet, der gewohnt ist, mit leichtem Gepäck zu reisen.

Die Blasiertheit, das Bewußtsein, schon alles ausgekostet zu haben, ist nun nichts anderes als ein Anzeichen für die innere Armut. Arm in diesem Sinne ist der, der nichts mehr erstrebenswert findet, weil ihm alles gleichgültig geworden ist, der nur noch auf sinnliche und gepfefferte Reize anspricht, weil ihm die lohnenden Ziele für den Einsatz seiner Kräfte fehlen. Arm ist, wer keine Begeisterung mehr aufzubringen vermag, weil ihm alles schal und abgestanden dünkt. Arm ist aber auch, wer nur dem Mammon nachjagt, mag er dabei auch noch so viel Erfolg haben. Denn jede derartige Einseitigkeit bringt es mit sich, daß alle edleren Seiten des menschlichen Wesens vernachlässigt und unkultiviert bleiben und daß deshalb die feineren Befriedigungen fehlen. Der Genuß soll durchaus nicht verächtlich gemacht werden, wenn er eben als Nebenprodukt und Belohnung — etwa als Frucht der Anstrengung des Bergsteigens — auftritt; als ausschließlich angestrebter Endzweck des ganzen Lebens ist er dagegen eine *Fata Morgana*.

Wenn unsere Einschätzung der Dinge richtig ist, folgt aus ihr, daß die innerliche Armut durch den wachsenden Wohlstand keineswegs zum Verschwinden gebracht worden ist, sondern daß im Gegenteil die Gefahr ihres Überhandnehmens besteht. Denn arm ist auch, wer mit der Zeit, und zwar im besonderen mit der Freizeit, nichts Rechtes anzufangen weiß, obwohl es sich um eines der kostbarsten und jedenfalls um das unwiderrufflichste unter den menschlichen Gütern handelt. Daraus geht hervor, daß innerlich Arme sich vermutlich in allen Einkommens- und Vermögensschichten finden, daß sie jedoch bei den äußerlich Reichen relativ häufiger anzutreffen sein dürften. Und da es nun für die subjektive menschliche Wohlfahrt in der Gegenwart beileibe nicht bloß auf die Höhe von Einkommen und Vermögen, sondern in zunehmendem Maße eben auf den Grad der Lebensbewältigung und Sinnerfüllung, d. h. auf den inneren Reichtum ankommt, büßt das Problem der Vermögensverteilung auch aus diesem Grunde an Schärfe ein.

Das trifft um so mehr zu, als auch heute noch der Satz gilt, wonach man etwas erwerben muß, um es wirklich zu besitzen. Mit dem Erben allein ist es nicht getan, so wenig wie mit dem bloßen Konsumieren. Gewiß macht sich die moderne Vergnügungsindustrie anheischig, die Zeit zu vertreiben, die Leere auszufüllen und Genuß zu verschaffen. Allein sie kennzeichnet sich zugleich dadurch, daß sie den Menschen zur Passivität erzieht und jenes persönliche Aneignen ersparen und überspringen möchte, das Voraussetzung für den tatsächlichen Besitz ist. Die Unterhaltung wird fixfertig ins Haus geliefert; man braucht sich ihr nur hinzugeben. Eigene Beiträge, schöpferische Mitwirkung, Originalität und Gestaltungsfreude — das alles scheint angesichts der auf das Rezeptive eingestellten Verbreitung von Kultur, Stimmung, Amusement, Bildern und Melodien überflüssig geworden zu sein.

Daß dabei aber etwas vom Entscheidendsten zu kurz kommt, wird allzu häufig übersehen: Die Phantasie verkümmert, die selbständige Verarbeitung, das eigene Weiterdenken, der kritische Erwerb fremder Ideen läßt nach, obwohl gerade diese Auseinandersetzung, das Lesen mit dem Bleistift in der Hand statt in der Diagonale, die Diskussion, das eigene Musizieren, das gemächliche Wandern statt des motorisierten Rasens, das Hervorbringen persönlicher Gedanken, das eigenhändige Zeichnen oder Basteln am ehesten geeignet ist, der drohenden Verarmung der Imagination zu steuern, die befriedigenden und tiefsten Erlebnisse zu vermitteln und dadurch jenes immaterielle Vermögen zu mehren, das im Gehirnkapital, in den bleibenden Erinnerungen, im lebendigen und greifbaren Wissen, in der Kombinationsgabe, in der Fähigkeit zur Bewältigung neuer Probleme, in ausgewer-

teten Erfahrungen, in gefestigten Anschauungen über die Welt und das Leben besteht. Daß diese Art von Reichtum nicht in der Hetze, sondern nur in der Beschaulichkeit erworben werden kann, d. h. in jenem Tempo, das der menschlichen Auffassungsgabe allein angemessen ist, sollte zwar naheliegen, ist aber dennoch unserem an Gütern der Außenwelt so reichen, an inneren Schätzen dagegen so armen Zeitalter vorläufig ziemlich fremd. Vielleicht ändert sich aber auch das wieder einmal, und es bricht eine Epoche an, in der das Sozialprestige stärker eine Funktion des „geistigen Eigentums“ der einzelnen Menschen ist.